



Roman Deserno (1947-2025)

Nachruf von Stefan Weise, einem seiner Assistenten

Das Schöne oder auch Schwierige an der Arbeit in der Persönlichen Assistenz ist, dass man (wie bis zu einem gewissen Grade auch in anderen pflegerischen Berufen) fast schon definitionsgemäß eine persönliche Beziehung aufbaut oder aufbauen kann.

Das Schöne daran liegt auf der Hand: Man nimmt sehr nah am Leben eines anderen Menschen teil, hilft dabei mit, dass es so geführt werden kann, wie dieser Mensch es sich wünscht und vorstellt, und das stiftet Sinn, macht oft Freude und schafft gemeinsame Erinnerungen. Man erweitert seine eigenen Horizonte, geht auch mal aus der Komfortzone und blickt in Bereiche und Beziehungen, die man sonst nicht zu sehen bekäme.

Schwierig wird es, wenn man sich trennen muss oder jemand stirbt. Dann erlebt man den Abschiedsschmerz, und genau so geht es mir jetzt. Ich hatte bei Roman das Glück, dass ich ihn in seiner letzten Stunde begleiten und halten bzw. eben loslassen konnte, als das Leben ihn verließ, ganz sanft, den in einem 78-jährigen Leben oftmals Schmerzgeplagten und Misshandelten, der doch so tapfer und stark war und mein Leben mit so viel Humor bereicherte.

Früh von den Eltern getrennt, wurde er schon als Kind in den Internierungseinrichtungen der DDR gefoltert, indem man versuchte, seine Beine geradezubiegen – ins sozialistische Menschenbild passte so ein verkrümmter Körper nicht hinein -, was lebenslange Schmerzen nicht nur im Körper, sondern auch in der Seele zur Folge hatte. Roman hat darüber geschrieben und gesprochen.

Noch in diesem Jahr musste er während eines Krankenhausaufenthaltes, der eigentlich als Reha gedacht war, erleben, dass er aus Zeitgründen tagelang nicht in den Rollstuhl gesetzt wurde, der doch sein wichtigstes Teil war. Der Rollstuhl war seine Bestätigung und Versicherung, dass er selbst bestimmen und frei handeln konnte.

Während dieses Krankenhausaufenthaltes (nicht in der DDR, sondern im Jahr 2025!) musste er sich auch gefallen lassen, dass man ihm das Essen so schnell in den Mund stopfte, dass er es wieder erbrach.

Als ich ihn nach einer Woche dieser Reha im Krankenhaus besuchte, sagte er noch lakonisch: Zu Hause ist mehr Reha, hier ist es langweilig! Als ich ihn nach Ablauf der zweiten Woche besuchte, sagte er: „Pack meine Sachen, ich fahre nach Hause!“ Davon ließ er sich durch keinen ärztlichen oder sonstigen Rat abbringen und verbrachte seine kostbare Zeit lieber in seinen vier gelben Wänden und – vor allem – in seinem geliebten gelben Rollstuhl auf der Straße.

Ich habe ihm mal zu ihm gesagt, dass er, lebenslang durch die Behinderung benachteiligt, mittlerweile privilegiert sei gegenüber anderen 78-Jährigen, die aufgrund schmerzender Gelenke oder anderer Verfallserscheinungen oft nicht wie er kilometerweit ausfliegen und die frische Luft genießen können. Er wusste das und schätzte es.

Nachdem er über 30 Jahre in Heimen und anderen Einrichtungen gelebt hatte und gequält worden war, bedeutete der Auszug in eine eigene Wohnung vor 29 Jahren für ihn einen „Tag der Befreiung“, der am großen Wandkalender in der Küche als einziges festes Datum eingetragen war. Zu sehen, dass er diese Freiheit genoss, die für die meisten anderen Menschen hierzulande selbstverständlich ist, war für mich jedes Mal, wenn ich zu ihm arbeiten kam, ein kleines Glück. Er konnte schlafen, wann er wollte, essen, was er wollte, und nie mehr musste er lange warten, dass jemand kommt und dann auch noch sagt: Was willst du schon wieder! Letzte Woche holte er mit mir 40 Geranien vom Baumarkt, die er auf seinen Balkon pflanzen ließ. Er kämpfte seit Jahrzehnten mit anderen dafür, dass Menschen mit Behinderungen gesehen werden und selbstbestimmt leben und sich ungehindert bewegen können.

Ich kannte Roman schon über 20 Jahre vom Sehen auf Demonstrationen und arbeitete seit drei Jahren ein- bis zweimal pro Woche einen ganzen Tag bei ihm und freute mich jedes Mal darauf. Am 29. April hatte ich Angst vor meiner Schicht, von der ich schon ahnte, dass sie die letzte werden würde, da es Roman seit dem Tag zuvor sehr schlecht ging. Ich hatte Angst vor seinem Sterben und davor, dass ich dabei sein könnte. Zu meiner großen Überraschung war genau dieses Dabei-Sein für mich sehr tröstlich und hinterließ mich in großer Ruhe, wenn auch Trauer. Ich bin froh, dass ich diese Zeit mit ihm hatte, und dankbar für die Tage, die ich mit ihm verbringen durfte.

Stefan Weise